

(Nachdruck verboten.)

89]

Der Blauksmann.

Roman von Hall Caine. Autorisierte Uebersetzung.

Alles dies kam im Ton dringender Bitte; dann atmete Philipp schneller: „Nimm, nimm den Wagen von Schimmitt und fahre selbst . . . wenn man in Ramsay das Pferd auszuspannen versucht . . . halte im Gäßchen, das zwischen der Kapelle und dem Mimenhaus liegt . . . Im Augenblick, wenn die Dame kommt . . . Du hast recht, Käthe, Du kannst nicht länger hier leben . . . dieses Leben der Täuschung muß enden . . . Das ist das Krächzen des Nachtraben, der die Schlucht von Vallure hinauf steigt —“

Jem-y-Lord, der das Kopfstücken ausschüttelte, ließ es ungeachtet dem Deemster halb übers Gesicht fallen und sah Pete voll Entsetzen an. Wollten denn diese grauenhaften Fieberträume gar nicht aufhören? Wo blieb nur der Doktor? Würde er nicht endlich kommen?

Pete war aufgesprungen und blickte bekümbt vor sich nieder. Er hatte geglaubt, daß ihm Philipp das Kind geraubt hätte. War es etwa Philipp durch ihn entrispen worden?

„Ja, Pete erzählt immer dieselbe Geschichte . . . er schreibt Briefe an sich selbst . . . Ganz einfach und natürlich, auf seine Weise . . . der arme, alte Pete . . . er meint's nicht böse . . . er hat keine Ahnung, daß jedes seiner Worte wie Feuer brennt . . . Nimm, setz mir mehr Brandy für die Nacht hin, die Karaffe ist leer —“

Pete beugte sich über das Klissen. Plötzlich fuhr er zurück. Philipps Augen standen offen und blickten ihn an. Er konnte sich kaum vorstellen, daß Philipp anders als Auge in Auge zu ihm spräche.

„Ich weiß, Philipp, ich weiß,“ flüsterte der bewußtlose Mann in steigender Hast; er atmete rasch und laut. „Sag ihm, ich sei tot . . . ja, ja, das ist's — das ist's . . . Grausam? Nein, nur göttig . . . Die arme Frau,“ wird er sagen, „ich habe sie einst geliebt, doch hin ist hin!“ . . . Ich will's thun, ich will's thun!“ Dann im Tone der Furcht: „Es ist Wahnsinn, Gesichter ins Dunkle zu malen, Stimmen in der Luft zu hören — ist Wahnsinn!“ Und nun feierlich, mühsam, mit stockendem Atem: „Dort . . . dort . . . an der Mauer —“

Große Schweißtropfen standen Pete auf der Stirn. Hatte er nicht geglaubt, von Philipp gemartert worden zu sein? Nein, er war's gewesen, der Philipp gemartert hatte. Die Briefe, die Botschaften, die Geschenke — es waren Geißeln und Skorpionen in seiner Hand gewesen. Jedes unschuldige Wort, jeder Blick, jedes Zeichen war ein schmerzender Riemen in dem Marterwerkzeug. Pete fing an, großes Mitleid für Philipp zu empfinden. „Er hat schwer gelitten,“ dachte Pete. „Er hat dieses Kreuz schon weit genug getragen.“

„Gute Nacht, Schiffer . . . ich war zu weit hinausgefahren . . . doch Gott sei gedankt, ich bin wieder zurück —“

Diese Worte klangen heiter, froh und hoffnungsvoll; dann folgte im Tone tiefster Trauer: „Leb' wohl, Philipp, alles ist meine Schuld — ich habe das Herz des einen Mannes gebrochen und verderbe die Seele des andern . . . ich lasse Dir diese Haarlocke . . . es ist alles, was ich Dir lassen kann . . . Lebe wohl! Ich hätte schon längst gehen sollen, doch wirst Du mich deshalb nicht hassen —“

Die letzten Worte wurden abgebrochen gestammelt, als wollten sie ihm im Halse stecken bleiben. Dann kam rasch, doch mit schwerem Atem der Ruf: „Käthe, Käthe, Käthe!“ wieder und wieder, erst in einem lauten, stehenden Aufschrei, und dann nach und nach in langer Wehklage hinterbend.

Jem-y-Lord hatte sich nach der Thüre zurückgezogen; er rang die Hände wie ein Weib und flehte zu Gott, daß der Deemster nie aus seiner Betäubung erwachen möchte. „Er hat ihn alles verraten,“ dachte Jem. „Der Mann wird ihn umbringen.“

„Ich bin zwischen sie getreten,“ sagte sich Pete. „Sie war nicht für mich bestimmt. Sie gehörte nicht mir, sondern ihm.“

Die Bitterkeit war aus Petes Herzen geschwunden. „Und doch hätte ich gewünscht — doch was nützt alles Wünschen?“ murmelte er mit gebrochener Stimme, sank auf den Schemel und bedeckte sich das Gesicht mit den Händen.

Philipp hatte den Kopf erhoben und stützte sich auf den Ellenbogen. Er sah mit glasigen Augen in die leere Luft, als ob er ein Bild vor sich sähe.

„Ja . . . nein . . . ja . . . sagt mir das nicht . . . das soll Käthe sein? . . . Es ist ein Irrtum . . . das ist nicht Käthe . . . dieses bleiche Gesicht . . . die hohlen Augen . . . das elende Weib . . . auch ist Käthe tot . . . sie muß ja tot sein — was geht denn mit den Lampen vor? . . . sie löschen ja aus . . . obendrein auf der Anklagebank und vor mir . . . sie dort und ich hier . . . sie die Gefangene, ich der Richter!“

Dies alles rief er in heftiger Erregung und streckte dabei den Arm über Petes gebeugten Kopf aus.

„Wenn ich nur ihre Stimme hören könnte . . . vielleicht wüßte ich dann . . . o . . . ich falle . . . ich sinke um . . . es ist Käthe, ja, Käthe . . . o, o!“

Philipp hielt ein paar Sekunden inne, als lausche er auf eine Stimme; dann stieß er einen gräßlichen Schrei aus, schloß die Augen und sank auf das Klissen zurück.

„Was wird er nun thun?“ dachte Jem-y-Lord an der Thür und steckte den Kopf vor. „Soll ich um Hilfe rufen?“

Pete hatte die Haarlocke unter seinem Fuße vom Boden aufgehoben und legte sie zurück auf Philipps Brust.

„Es steht nichts zwischen ihnen als ich,“ dachte er, „nur ich allein.“

„Setzen Sie sich, Herr!“ rief jetzt der bewußtlose Mann. Es war nur der letzte Ausbruch des Fieberwahns, doch Pete zitterte und wich zurück.

Dann stöhnte Philipp, und seine blauen Lippen zuckten. Er öffnete die Augen. Sie schweiften rasch über das Zimmer und blieben dann mit einem langen, verstörten Blick starr auf Pete haften. Petes eigne Augen waren zu voll von Thränen, um klar sehen zu können, doch bemerkte er gleichwohl, daß eine Veränderung eingetreten war. Sein Herz klopfte vor Erwartung, und er sah mit ungefältschter Freude auf Philipp herab.

Einen Augenblick war alles still, dann hauchte Philipp kaum hörbar: „Was ist . . . Wer ist das . . . ist es Pete?“

Pete stieß einen Freudenschrei aus: „Er ist wieder bei sich . . . er ist zu sich gekommen.“

„Was denn?“ fragte Philipp hilflos.

„Nege Dich jetzt nicht an,“ sagte Pete. „Liege still, mein Junge, Du bist hier in Deiner eignen Stube, und es geht Dir so gut wie nur möglich.“

„Aber,“ entgegnete Philipp, „wilst Du mir denn nicht . . .“

„Kein Wort weiter, Phil. 's ist nichts. Es ist alles in Ordnung — und Du bist glücklich über den Berg.“

„Euer Gnaden haben im Fieber gesprochen,“ sagte Jem-y-Lord.

„Still,“ raunte ihm Pete mit vorgehaltener Hand zu und rief dann in übermütiger Freude: „Wilst Du ein Beefsteak, Phil, oder eine Tasse Thee und einen Fering?“

Philipp sah ganz verdukt aus. „Aber könnt Ihr mir denn nicht helfen?“ stammelte er.

„Sie wurden im Gerichtshause dhnmächtigt, Herr,“ sagte Jem-y-Lord.

„Ach ja!“ Es stand ihm alles wieder vor Augen.

„So schweigen Sie doch, Sie Dummkopf,“ flüsterte Pete und versetzte Jem einen heimlichen Rippenstoß.

Pete lachte und weinte in einem Atem.

In seiner Freude darüber, daß die böse Leidenschaft verfliegen war, geberdete sich der große Mensch wie ein Knabe. Er schürte das Feuer zu lodrender Glut an, pukte das Licht mit den Fingern, schrie: „Au weh!“ als er sich verbrannt hatte, that einen Lustsprung und schoß dann hierhin und dorthin, wie eine Schwalbe nach einem Regenschauer.

Philipp sah ihm zu und versiel wieder in Schweigen. Ihm war, als kehre er von einer Reise zurück und als müsse während seiner Abwesenheit etwas vorgefallen sein. Das Geheimnis, das zu bekennen er sich so lange vergeblich abgemüht hatte, war irgendwie enthüllt worden.

Jem-y-Lord schüttelte ihm die Kopfstücken auf. „Weiß er denn?“ fragte Philipp. — „Ja,“ raunte Jemmy ihm zu.

„Alles?“

„Alles. Sie haben im Fieber gesprochen.“

„Im Fieber?“ fragte Philipp erschrocken.

Er machte einen gewaltigen Versuch, aufzustehen. „Helfen Sie mir. Ich muß fort! Warum haben Sie mich auch hierher gebracht?“

„Es ging nicht anders; ich habe es versucht, es zu hindern.“

„Ich kann ihn nicht ansehen. Ich fürchte mich. Helfen Sie, stehen Sie mir bei.“

„Sie sind zu schwach, Herr. Liegen Sie ruhig. Niemand soll Ihnen etwas anhaben. Der Arzt wird gleich kommen.“

Philipp sank zurück; Furcht sprach aus seinen Mienen. „Wasser!“ rief er matt.

„Hier,“ sagte Zem-h-Lord, und hob vom Waschtisch den Krug, aus dem er vorher den Schwamm befeuchtet hatte.

„Halt!“ schrie Pete und schob den Krug fort, so daß die Hälfte des Wassers überfloß. „Ein Mensch, der im Bett liegt, muß Brandy haben, Sie Dummrian. Warte, mein Junge, ich hab' etwas vom echten Stoff draußen im Speise-schrank. Nur 'ne halbe Minute, Kamerad. Ein guter Tropfen wird Dir nicht schaden,“ und fort war er, holter-dipolter die Treppe hinunter, wobei er Nancy fast unrannte, die in Strümpfen herausgeschlichen kam, weil sie Stimmen gehört hatte.

Das Kind war in der Wiege erwacht, hatte eins seiner kleinen, dicken Beinchen über der Steppdecke zum Vorschein gebracht und unterhielt sich vergnügt mit seinen Zehen.

„Holla, kleiner Schreihals, bist Du auch da?“ lachte Pete es an.

Im nächsten Augenblick aber sprang er schon wieder die Treppe hinauf, drei Stufen auf einmal nehmend, die Flasche mit Brandy in der Faust.

Inzwischen hatte sich Zem-h-Lord dem Decmster genähert und diesem mit furchtsamer und geheimnisvoller Miene zugeflüstert: „Trinken Sie's nicht, Herr!“

„Was?“ fragte Philipp tonlos.

„Den Brandy,“ sagte Zem.

„Wieso?“

„Er wird . . .“ fing Zem an, doch schon polterte Pete die Treppe herauf, und der Diener bewegte nur noch die Lippen und hauchte kaum vernehmbar die Worte: „vergiftet sein.“

Philipp verstand nicht, was er meinte, und eben kam Pete hereingestürzt: „Nun geben Sie Ihr Wasser her, Sie alter Schnüffler!“

Während Pete den Brandy in ein Glas goß und dann mit Wasser mischte, griff Zem rasch nach einem Stück Zeitungspapier, das er liegen sah, schrieb mit Bleistift ein paar Worte auf den Rand, riß den Fegen ab und steckte ihn heimlich dem Decmster zu.

„Vor Pete soll ich mich fürchten,“ dachte Philipp. „Das ist gräßlich, widernatürlich!“

In diesem Augenblick erklang der Huftritt eines Pferdes auf der Straße.

„Der Doktor,“ rief Zem-h-Lord. „Endlich der Doktor! Warten Sie, Herr, warten Sie,“ und er lief die Treppe hinab.

„Da, nimm es!“ rief Pete, das Glas in der Hand, ans Bett tretend. „Trink es aus, mein Junge. Es wird Dich neu beteben. 's ist erster Güte.“

Pete lachte und weinte; er empfand ein ganz neues Glück, das Glück, wieder ein guter Mensch zu sein.

Philipp hielt sich Zem-h-Lords Papier vor die Augen und versuchte zu lesen.

„Was hat mir denn Zemmy da gegeben?“ jagte er. „Dies Du es, Pete, Mir schwimmt's vor den Augen.“

Pete nahm das Papier mit der linken Hand; in der rechten hielt er noch immer das Glas. Um das Geschriebene besser zu sehen, kniete er am Kopfsende des Bettes nieder und beugte sich nach dem Feuer hin. Dann las er, wie ein Schulknaube, der seine Aufgabe her sagt, mit leiernder Stimme die Worte, die Zem-h-Lord aufgeschrieben hatte: „Trinken Sie nicht von dem Brandy. Pete versucht Sie umzubringen.“

Pete schlug eine gellende Lache auf. „Das ist ja ein köstlicher Spaß,“ fing er an, konnte aber nicht enden. Sein Lachen verstummte, er riß die Augen weit auf, seine Zunge hing wie gelähmt in dem geöffneten Munde, er wandte den Kopf und starrte mit angstvollem Zweifel in Philipps Gesicht. Philipp arbeitete sich in eine sitzende Stellung. „Gieb mir den Brandy, Pete.“

Er nahm das Glas aus Petes Hand, hob es an die Lippen, lächelte voll Vertrauen und Zuversicht und trank, ohne

zu zaudern. Als der Doktor einen Augenblick später eintrat, hatte Pete schluchzend das Gesicht in die Betttücher vergraben und Philipps Hand ruhte auf seinem Haupt.

XI.

Früh am nächsten Morgen besuchte Pete Rätke im Gefängnis. Er hatte ihr etwas zu sagen, ihr eine Frage vorzulegen, und war entschlossen, dabei seine eignen Gefühle zu beherrschen, sich tapfer zu zeigen und dem armen Ding wieder Mut zu machen. Innerhalb der Gefängnismauern sah alles kalt und grau aus, und als er dem Schließer in die Zelle folgte, konnte er nicht umhin, sich Rätke vorzustellen, wie er sie einst gekannt, so heiter und froh, so voll von Lust und Leben. Er fand sie jetzt zusammengekrümmt auf einem Sitz neben dem neu angefachten Feuer in des Gefängniswärters eigener Stube sitzen. Bei seinem Eintritt erhob sie den Kopf mit angsterfüllter Miene; sie sah seine eingefallenen Wangen, die tief liegenden Augen und den verwilderten Bart.

„Ich bin nicht gekommen, um Dich zu quälen,“ sagte er. „Ich habe ihm verziehen, und auch Dir will ich vergeben.“

„Wie gut Du bist,“ sagte sie furchtsam.

„Gut?“ Er lachte bitter. „Ich habe ihn umbringen wollen — das beweist, wie gut ich bin. Und es war gerade, als ob alle Teufel der Hölle mich die ganze Nacht durch aufhezten, es doch noch zu thun. Vielleicht hatt' ich nicht viel zu vergeben. Ich bin wie eine Fledermaus im Hellen, ich weiß nicht genau, wo ich bin. Wenn's die Leute erfahren, werden Sie mich wohl auslachen. Vielleicht, daß sie mich für 'nen feigen Klotz halten. Meinethalben. Der Hund, der zu Kreuze kriecht, wird nie sehr bedauert.“

Seine Stimme schwankte, so hart und rauh sie auch klang.

„Doch bin ich nicht gekommen, Dir das zu sagen. Du wirst diesen Ort bald verlassen, und ich wollte Dich fragen — ich möchte wissen —“

Sie hatte sich das Gesicht mit den Händen bedeckt. „Thu' mit mir, was Du willst, Pete,“ sagte sie, „Du bist mein Mann, und ich muß Dir gehorchen.“

Er sah einen Augenblick auf sie nieder. „Doch kannst Du mich nicht lieben?“

„Ich habe Dich hintergangen, und was Du mir auferlegst, will ich thun.“

„Aber Du kannst mich nicht lieben?“

„Ich will Dir in Zukunft ein rechtschaffenes Weib sein, Pete. Das will ich, wahrhaftig, das will ich.“

„Aber lieben kannst Du mich nicht?“

Sie fing an zu weinen.

„Das reicht hin,“ sagte er. „Ich will Dich nicht zwingen.“

„Wie gut Du bist!“ jagte sie wieder.

Er lachte noch bitterer als zuvor. „Glaubst Du, es sei mir etwas an Deinem Leibe gelegen, wenn ein anderer Dein Herz besitzt? Das Spiel hab' ich nun, wie mir dünkt, lange genug aufgeführt. Gut? Nein, das bin ich wahrhaftig nicht!“

Er hatte bisher ins Feuer gestarrt, jetzt wendete er den Blick seiner Frau zu, seine Lippen zitterten, sein ganzes Wesen veränderte sich.

„Ich bin hart — und will mich kurz fassen. Die Sache ist, daß ich entschlossen bin, etwas zu thun, nur habe ich erst eine Frage an Dich zu richten. Du hast schwer gelitten. Rätke, seit Du von mir gingst. Er hat Dich ein gutes Teil runter gebracht. Doch sage mir — liebst Du ihn noch?“

Sie erbebt und drückte sich dichter an die Wand.

„Fürchte Dich nicht. Es ist Frauenart, den Mann zu lieben, der ihnen Uebles gethan hat. Gut gegen sie zu sein, ihnen Dienste zu leisten und Freundlichkeit zu erweisen, gilt nichts. Möglich, daß es Leute giebt, die sie darum tadeln, ich thu' es nicht. Sich hinzugeben mit Leib und Seele, ohne daran zu denken, ob sie dafür irgend etwas erhält — das ist der höchste Ruhm einer Frau, wenn sie jemand liebt. Darum frei heraus, Rätke — liebst Du ihn noch — trotz alledem?“

Die Antwort kam in leisem Flüsterton: „Ja.“

„Mehr brauchst's nicht,“ sagte Pete.

Er drückte die Hand auf die Stelle, wo seine alte Wunde war. „Ich hätte es wissen können, daß Du mich niemals lieben würdest. Ich hätte es wissen können,“ sagte er mit Anstrengung. „Doch glaube nicht, daß ich, wie man zu sagen pflegt, mein Bündel nicht tragen kann. Ich kenne jetzt meinen Weg — ich weiß nun, was ich zu thun habe.“

Sie verbarg ihr Gesicht noch immer in den Händen und schluchzte laut; er atmete schnell und schwer.

„Noch ein Wort — nur noch ein einziges — wegen des Kindes.“

„Der kleinen Katharine?“

„Dab' ich ein Recht auf sie?“

Sie atmete beklommen, aber antwortete nicht; er wiederholte seine Frage: „Gehört sie mir, Rätche?“

Ihre Verwirrung wuchs. Er fragte abermals mit noch sanfterer Stimme.

„Wenn ich die Insel verlassen sollte, Rätche, könnte — müßte ich nicht das Kind mit mir nehmen — dürfte ich es thun?“

Jetzt half ihr die Furcht ihre Scham überwinden. „Nimm sie nicht weg!“ rief sie. „O, thu's nicht, thu es nicht!“

„Ah!“ und er presste die Hand wieder auf seine Seite. „Vielleicht ist das aber nur die Mutterliebe, denn welche Mutter —“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Eine Wanderung durchs Spalter Hopfen-Revier.

I.

Geschichtliches und Wirtschaftliches

Wenn einmal zwischen August und September sein Weg nach Nürnberg führen sollte, der verjähnte nicht, auch einen Abstecker ins Spalter Land zu machen. Man benützt dazu die Nürnberg-Münchener Bahnstrecke über Schwabach bis Georgensgmünd, die beide an der Regnitz liegen, und fährt dann von hier mittels Sekundärbahn in westlicher Richtung bis Spalt. Oder man beginnt gleich von Georgensgmünd die Fußwanderung; denn von hier ab bewegt man sich schon im eigentlichen Hopfenlande, welches vom unfernen Städtchen Spalt Namen und Siegel hat. Zwar hat man lange Strecken leichten Sandbodens zu überwinden, namentlich wenn man, was am empfehlenswerteren ist, neben dem Geleise entlang geht. Allein so uninteressant ist die Reise nicht. Denn so wenig der vorwiegende sandige Boden auch geeignet sein mag zur Bebauung im allgemeinen ökonomischen Sinne, hat er doch für einen angenehmen Wechsel landschaftlicher Reize Raum genug gelassen. Der Obstbaum, ja selbst die ehbare Kastanie, gedeihen hier neben Laub- und Nadelwaldbeständen in üppiger Fruchtfülle und Mannigfaltigkeit. Und daß ehemals mächtige Wälder sich ausbreiteten, wo jetzt an der Stange der ungleich ertragfähigere Hopfen aufwärts rankt, das beweist so manch vereinsamter Baumveteran mitten im Gelände, das beweist jene uralte Linde unterhalb Großweingarten, aus deren ausgefalltem, mächtigem Stamme neun Wurzeln in Fußeshöhe ausgeschlagen sind und nun dem oberen Baum mit seiner Riesentrone ungehindert neue Lebensäfte zuführen. Aufwärts, abwärts steigt der Wanderer durch prächtige Buchen-, Linden- und Eichengehölze, in deren Schatten es sich so angenehm rasten läßt vom beschwerlichen Kreuz und Quer und von wo aus dem Auge herrliche Rund- und Fernblicke auf die vom Hopfengerant, Garten- und Mattengrün emporragenden Dörfer, Schlösser und Weiler sich eröffnen, oder tief durch romantische Schluchten. Der „Druidenbaum“ aber lenkt mit eins musen Geist auf vergangene Zeiten zurück. Dieser große so geheißene Birnbaum in der Nähe von Spalt bezeichnet nämlich die Stelle, auf der ehemals eine mächtige Eiche stand. In deren Nähe wohnen ältere Stadtbewohner noch große Stüde von dem Opferstein heidnischer Germanen gesehen haben; wie denn auch der ganze Thalleessel in ältester Zeit von „heiligen Eichen“ umstanden war und die Eichenwälder noch bis ins vorige Jahrhundert hinein bis an die Stadtmauer gereicht haben sollen.

Wie ganz Franken, so ist auch der Spalter Bezirk reich an Burgen und Schlössern. Schon die Römer hatten hier auf den Höhen Schutzwälle und Kastelle zurückgelassen, die dann in der Folge von manchen wilden Raubrittergeschlechtern zum Sitz erkoren wurden. Es war hier ehemals auch gut hausein. Die Wälder boten Schutz und Bild, der arme Landbebauer muckte Vieh und Getreide schaffen, und den von Venedig herziehenden Nürnberger Handelskarawanen war aus dem Hinterhalt oder durch mörderischen Ueberfall manche reiche Beute abzugeben. Kurz, so manch historisches Kapitel steht auch im Spalter Lande mit Blut geschrieben und wird beim Anblick der Burgtrümmer oder restaurierten Schlösser lebendig, in deren Gemächern heute friedlichere Kapitalisten zeitweilig hausen.

In diese ärmliche, verwilderte, verwüstete Gegend kam einst — es mag uns dritte Viertel des 14. Jahrhunderts gewesen sein, da sich nichts Genaueres feststellen läßt — ein Böhme, dessen Name ebenfalls unbekannt geblieben ist, als Geistlicher in das Kollegienstift Spalt. Angeregt durch die auch chronistisch beglaubigte Armut der Bewohner und von der mit der Lage und Beschaffenheit seines böhmischen Heimatsortes sehr ähnlichen Beschaffenheit des Spalter

Bodens, versuchte der Mönch hier die Hopfenkultur. Er ließ zu diesem Zwecke die Fescher (Wurzeltriebe) aus Böhmen kommen, unterrichtete die Leute im Anbau und gründete auf solche Weise den eigentlichen Wohlstand des ganzen Bezirks. Schon 1830 wissen Ortsurkunden von einem „Hopfengarten“ zu berichten. Daß die Güte des Spalter Hopfens gar bald anerkannt wurde und Weltruf erlangt haben müsse, dafür spricht die Thatsache, daß die Stadt bereits im Jahre 1538 von ihrem damaligen Schirmherrn, dem Fürstbischof von Eichstätt, zur Sicherung der Echtheit des ausgezeichneten Gewächses ein Siegel erhielt. Später wurde auch noch einigen Ortshäupten des Spalter Bezirks die gleiche Vergünstigung verliehen. Unter den älteren siegelführenden Plätzen waren stets genannt: Absberg, Auenberg, Enderndorf und Wernfels, deren Siegelrecht, so weit das ermittelt werden konnte, weit über 200 Jahre alt sein dürfte; während Großweingarten, Moosbach, Finsforon, Störn, Obererlbach und Georgensgmünd erst zwischen 1753—1768 siegelberechtigt wurden. Natürlicherweise ging das Gesamtertragnis nach Nürnberg, welsches letzteres sich bis heute als die bedeutendste, wenn nicht einzige Hopfenzentrale für den Weltmarkt behauptet hat und wo schon damals die Industrie des Bierbrauens kräftig florierte. Mit den Brauereien gerieten die Spalter Hopfenproduzenten aber auch frühzeitig in Hader, wegen Uebersorteilung, worüber sie 1581 beim Nürnberger Magistrat berechte Klage führten. Sie warfen den Brauereien nämlich vor, sie „schlagen und schwingen mit den Baumen den Hopfen dermaßen in das Maß, daß er aus diesem an der Fülle herwider springt,“ so daß statt 10 Megen bis 12 „hineingestopft“ würden. Die Brauer aber antworteten ebenso spitzfindig als prozig, es wären nicht 10, sondern stets 11 1/2 Megen aufs Maß gekommen, und wenn die Spalter das nicht liefern wollten, dann sollten sie ihren Hopfen behalten, womit der Streit zum Schaden der kapitalschwachen Bauern ziemlich rasch entschieden war. Indessen ist auch zu bemerken, daß schon zu jener Zeit Käufer aus allen Weltgegenden nach Nürnberg und Spalt kamen, um sich des unübertrefflichen Gewächses zu versichern.

Ebenso rechtmäßig darf aber auch behauptet werden, daß die eigenartige vorfichtige Bearbeitung der Gärten, die Pflege der Pflanzen, die Auslese und das Erziehen des Hopfens nach altem Brauch ein gutes Teil zu seiner durch Prämierungen auf allen Weltmärkten festgelegten europäischen Verühmtheit beitrug. Mit dieser rationalen Pflege ging die stetige Ausdehnung oder Vermehrung der Anpflanzung Hand in Hand. Innerhalb eines Zeitraums von 482 Jahren seit Einführung des Hopfenanbaues, nämlich bis 1862, waren der Gesamtflur des Spalter Bezirks doch erst 1000 Tagwerk Boden für Hopfengärten abgerungen worden. Der jährliche Zuwachs an solchen hatte also durchschnittlich nur 2075 Tagwerk betragen. 1896 gab es aber schon 1600 Tagwerk, woraus sich eine Vermehrung um 17,65 Tagwerk pro Jahr ergibt. Gegenwärtig ist diese Zahl weit überschritten. Und da man in der Regel 2000 Stöde auf ein Tagwerk zurechnet, so kann der Gesamtbestand jetzt auf ungefähr 3 250 000 Stöde angeschlagen werden. Die Ertragnisse, auf langjährige Erfahrung gegründet, berechnen sich bei einer vollen Ernte auf vier Centner pro Tagwerk. Sonach könnten gegenwärtig 6500 bis 7000 Centner jährlich gewonnen werden. In dem Zeitraum von 1817 bis 1860 betrug das jährliche Durchschnittsergebnis 2360 Centner. Heute ist es ungefähr auf 3500—4000 Centner zu veranschlagen. Interessant sind die alle Jahre verschiebenden Schwankungen des Preises. Der niedrigste Preis wurde 1828 erzielt, nämlich nur 6 Gulden für den Centner. 1860 dagegen wurden bis 350 Gulden, gleich 700 Mark nach heutigem Gelde, pro Centner bezahlt! Als Mißjahr ist das Jahr 1858 mit nur 1025 Centnern und als reichstes das Jahr 1855 mit einer Ernte von 4847 Centnern reinen Spalter Stadtgutes bemerkenswert. Stellt man nun die hohen Auslagen für Material und Arbeit dem Durchschnittspreis der letzten Jahre von 90—250 Mark pro Centner gegenüber, so ergibt sich allerdings nur ein minimaler Gewinn, wenn nicht gar im Einzelfalle eine beträchtliche Einbuße. Schon 1896 mußte das Hundert Stangen mit 30—38 Mark bezahlt werden. Demnach kostete das Rankenholz pro Tagwerk 600—750 Mark, denen höchstensfalls durchschnittlich 1000 Mark als Gesamtertragnis gegenüberstehen. Nichtig ist zwar, daß nicht alle Jahre das Stangenmaterial durchweg zu erneuern, sondern nur zu komplettieren sein wird. Auch der Extra-Aufwand von Arbeitskräften während der Zeit des Wachstums mag schwerlich groß ins Gewicht fallen. Lediglich die Ernte, welche beim Einzelnen je nach Hopfenbeständen in wenigen Tagen, im ganzen in etwa 14 Tagen beendigt zu sein pflegt, erfordert die Einstellung von mehr Arbeitern. Sind die Löhne auch „gestiegen“, so dürfen sie, unbeschadet des Jammerens der Produzenten doch als sehr niedrig, wo nicht gar als erbärmlich bezeichnet werden. Ein Arbeiter erhielt 1896 bei einer Arbeitsdauer von 18 Stunden — von 5 Uhr morgens bis 11 Uhr nachts, eine kurze fünfmalige Unterbrechung abgerechnet — täglich außer Verpflegung und ärmlichem Nachtquartier nur 80 Pf. bis 1 M. Bei Accorarbeit wurde 5—6 Pf. für das einzelne Pfund der Pflücke bezahlt. Reichthümer sind da also nicht zu sammeln! Inwiefern dürfte auch die Lage der Hopfenproduzenten selber keine glänzende genannt werden. Auf rationelle Behandlung des eingebrachten Hopfens abzielende Darren, Pflückapparate, die allerdings noch wenig Eingang gefunden haben usw. mußten beschafft werden, um erstklassige Produkte abgeben zu können. Andererseits versuchte man vor sechs Jahren durch eine Petition an die Regierung, der Verleihung des Siegels an Ge-

meinen der Nachbarbezirke Einhalt zu thun, einer, wie man sagt, hierdurch herbeigeführten Entwertung des Spalter Gewächses entgegenzuwirken und hat nun auch ein Syndikat behufs besserer Verwertung der Erträge eingerichtet. Zudem vollzog sich ja längst ein Umschwung. Aus dem Kleinhandel ist Großhandel geworden. Die Hopfenbauern, die früher direkt an die Konsumenten verkaufen konnten, sind längst auf den Zwischenhandel angewiesen. Dem das gewaltige Herr von 500 und mehr großstämmig betriebenen Nürnberger Hopfenfirmen zeigt, wie die Anhäufung des Vermögens in einzelnen dieser Familien lehrt, das Bestreben aller kapitalistischen Unternehmer, sich auf Kosten der weit ärmeren Produzenten jahraus, jahrein zu bereichern. —
Ernst Krewski.

Kleines Feuilleton.

ck. Ueber das Klatschmännchen spöttelt Miquel Zamacois im „Canlois“. Er hat seine Studien in den Bädern gesammelt, in denen sich die reichen Bourgeois herumtreiben. Der Spötter schreibt: „Das Klatschmännchen männlichen oder weiblichen Geschlechts braucht nicht intelligent sein, es genügt etwas Phantasie und Zeit. Verfügt es über etwas Frechheit, Logik und Geist, so ist es ein großartiges Klatschmännchen. Ist es dazu noch schwachhaft und mit Ueberredungstalent begabt, so ist es ein Klatschmännchen erster Güte. Dieses letztere ist ein Psychologe und muß es sein, um gründlich alle Feinheiten des Herzens zu kennen und allen Listen der Leidenschaft entgegenzuwirken. . . . Moralisch muß das vollkommene Klatschmännchen feindlich, scharfsichtig, beobachtend und geduldig; es muß vorzüglich sehen können und ein feines Gehör haben. Kurzsichtige oder Taube sind nur traurige Klatschmännchen. Jedes Klatschmännchen hat seine Methode und sein Temperament. Der eine schlägt vom Besonderen auf das Allgemeine, der andere von der menschlichen Gemeinheit im Allgemeinen auf die Verderbtheit im Besonderen. Es giebt ein feinfühliges, ein deduktives und ein phantastisches Klatschmännchen. Es giebt geborene und gelegentliche Klatschmännchen, Klatschmännchen durch Erziehung, durch Ansteckung, durch Nachahmung und durch Feigheit. Das vollendete Klatschmännchen ist thätig, schöpferisch und angreifend. Das halbe Klatschmännchen begnügt sich damit, zu übertreiben oder zu lophortieren. Das Klatschmännchen, das seinen Beruf versteht, begnügt sich damit, zu lächeln oder nach Wahl folgende Anrufe von sich zu geben: „Nicht möglich! . . . Warum nicht gar! . . . Sind Sie dessen sicher? . . . Sie ist sehr gut! . . . Ich zweifle daran! . . . Ich hätte darauf gewettet! . . .“ usw. Um gut Klatschen zu können, muß man sitzen. Der Anfang und die Gründlichkeit eines Gespräches stehen im Verhältnis zur Bequemlichkeit der Klatschmännchen. Darum sind die Frauen bessere Klatschmännchen als die Männer. Sie setzen sich besser hin und für längere Zeit. Der Beweis ist, daß die Männer für sich die unbequeme Bar, die Frauen aber für sich den reizenden Five o'clock-Thee erkunden haben. Das Klatschmännchen, das sein Geschäft gut versteht, setzt sich nicht beliebig hin. Es kennt die guten Orte am Strand und im Kasino, von wo man alles sieht, ohne zu sehr gesehen zu werden. Es richtet sich so ein, daß es die Kreuzungspunkte, die Eingänge zu den Kabinen und die Treppenausgänge überwachen kann. Von seinem Platz sieht es in den Spielsaal eintreten, aus dem Bad kommen, und sein Auge reicht bis hinten zum Lesesaal. Das vollendete Klatschmännchen muß ein wunderbares Gedächtnis haben. Es muß nicht nur die Namen aller Abonnenten des Kasinos kennen, sondern auch die vollständigen Abstammungen, die Familienstände und Verwandtschaftsgrade bis zu den weitläufigsten Verwandten. Es muß die Mädchenamen der verheirateten Frauen und die Frauenamen der geschiedenen kennen. Es muß auch über die Beschäftigung der Chemänner, das Benehmen der Frauen, die Mitgift der jungen Mädchen Bescheid wissen, und die kleine „Chronique scandaleuse“ darf keine Geheimnisse für das Klatschmännchen haben. Ueber jeden Neuankömmlingen muß es sich sofort informieren; vielleicht schlummert in ihm der Stoff zum Klatsch. So ausgerüstet setzt sich das Klatschmännchen an seinen Posten und beobachtet. Und es konstatiert, daß Fräulein B. zwölf Mal in der Gesellschaft desselben jungen Mannes die Terrasse durchmisst. Hehe! . . . Daß Frau D., deren Ehemann immer nur Somabendsabends kommt, den übrigen Teil der Woche mit Herrn A. flirte. Oh hm! . . . Daß Herr G. alle Tage allein im Automobil fährt, und zwar genau zu der Stunde, wo Frau G. allein spazieren geht. Haha! . . . Daß Frau B. und Herr H. immer zur selben Stunde baden und sich abends immer wie zufällig auf derselben Bank des Kasinos wiederfinden. Hoho! . . . Das Klatschmännchen konstatiert alle diese Dinge, es macht seine Kollegen auf Verlobungen und Aufhebungen von solchen, die bevorstehen sollen, aufmerksam, auf wahrheitliche Ehescheidungen, auf offenbaren ehelichen Kummer und vorgezogene Tröstung. Sein kleines Zeichen, sein langer Blick, sein heimliches Lächeln entgeht ihm. Es analysiert das „Auf Wiedersehen“ und jeden Händedruck. Das ist das Klatschmännchen erster Güte. —

Technisches.

— Calciummetall. Die „Kölnische Zeitung“ schreibt: Ein Problem, das sich bis jetzt standhaft allen Versuchen, es zu lösen, widersetzt hat, nämlich die elektrolytische Herstellung des Metalls „Calcium“ aus dem Kalk, ist jüngst endlich im elektrometallurgischen

Institut in Aachen durch Professor Vorhies und einem seiner Schüler, Ingenieur Stöckem, gelöst worden. Das Verfahren, das der Gewinnung des Aluminiums aus Tonerde ähnlich ist, wird demnächst in der „Zeitschrift für Elektrochemie“ genauer beschrieben werden. Aluminium wird bekanntlich durch Elektrolyse eines geschmolzenen Gemisches von Kryolith und Tonerde gewonnen. Die Gewinnung des Calciums ist insofern einfacher, als man nur einen Stoff der Elektrolyse zu unterwerfen braucht, das Calciumchlorid, das entsteht, wenn man Salzsäure auf Kalk einwirken läßt, und das bei 800 Grad schmilzt. Einige Unarten des Calciums, die das Aluminium nicht aufweist, machen besondere Vorrichtungen für die Elektrolyse nötig, zu denen man nach zahlreichen mißglückten Versuchen gelangte. Wir müssen natürlich von einer Beschreibung des Apparates absehen, aber wohl dürfte es weitere Kreise interessieren, welche Aussichten der Besitz dieses Metalls eröffnet. Zur Darstellung metallischer Gegenstände ist es nicht zu verwenden, denn es ist weich wie Butter im Winter und hält sich an der Luft nicht, da es leicht zu Calciumoxyd, dem Kalk, verbrennt, auch ohne von außen erwärmt zu werden. Wohl aber wird es weitgehende Anwendung in der chemischen Industrie, besonders der organisch-chemischen, finden. Man sucht lange nach einem billigen Metall, das stärkere reduzierende Eigenschaften hat als Aluminium, Magnesium und Zink, aber schwächer als die Metalle Natrium und Kalium. Daß das Calcium diese Lücke ausfüllt und somit für die organische Technik große Bedeutung hat, wußte man, doch war die bisherige Darstellungsweise so teuer — das Calcium kostete noch vor kurzem 18 000 Mark das Kilo —, daß eine Verwendung im großen unmöglich war. Das neue Verfahren wird den Preis um mehr als das 5000fache herabsetzen, und es ist noch gar nicht abzusehen, welche Vorteile der Besitz des billigen Calciums der organischen Chemie bringen wird. Zweitens wird die Eisenindustrie sich sehr für die Erfindung interessieren. Um das Eisen von Phosphor, Schwefel und Sauerstoff zu befreien, macht man zu dem geschmolzenen Eisen Zuschläge von Aluminium. Zwar ist das schwach aluminiumhaltige Eisen besser als das phosphor- und schwefelhaltige, aber nicht so gut wie das reine Eisen, was Zug- und Bruchfestigkeit anlangt. Bewahrheitet sich die Vermutung, daß das Calcium sich in so geringer Menge in dem Eisen löst, daß es seine Eigenschaften nicht verändern kann, oder aber schadet das Calcium, auch wenn es in mehreren zehntel Prozenten im Eisen vorhanden ist, dem Eisen nicht, so ist der Calciumindustrie eine glänzende Zukunft zu prophezeien. Uebrigens läßt sich auch das dem Calcium ähnliche Strontiummetall darstellen. —

Humoristisches.

— Eingeschüchert. . . . Herr Professor, Sie sind mir als Schwiegerohn willkommen.

„Aber noch eine Frage, Herr Direktor! Sind Sie in Ihrem Leben auch ganz gewiß niemals Feldwebel gewesen?“ —

— Berlin W. Kommerzienrat Cohn: „Edgar, wenn Du es zum Rejervolonten anbringst, verzichte ich Dir Deine beiden unehelichen Kinder!“ — („Jugend.“)

Notizen.

— Die in Berlin begründete Gesellschaft für Theatergeschichte will eine Anzahl dramaturgischer und theatergeschichtlicher Arbeiten Heinrich Laubes aus Zeitschriften in Buchform herausgeben. —

— Sarah Bernhardt wird in der zweiten Hälfte des Novembers im Schauspielhaus gastieren. Sie wird nur in Stücken auftreten, die in Berlin bekannt sind („Cameliendame“, „Heimat“ etc.), da ihr an Vergleichen gelegen ist zwischen ihren Leistungen und denen anderer Schauspielerinnen. —

— Das neue Schauspielhaus in Frankfurt a. M. wird am 25. Oktober d. J. eröffnet werden. Die Baukosten sind um mehr als 200 000 M. überschritten worden. —

— Webers „Freischütz“ wird demnächst im Dresdener Opernhaus seine 600. Aufführung erleben. —

— Josef Hellmesberger, seit 25 Jahren Professor des Violinspiels am Wiener Konservatorium, hat wegen schlechter Besoldung (2000 Kronen im Jahr) seine Entlassung genommen. —

— Mascagni ist seiner Direktorstelle am Konservatorium in Pesaro entbunden worden. —

t. Die größten Vinnenschiffe, die je für den Verkehr auf dem Wasser außerhalb der Weltmeere gebaut worden sind, verkehren jetzt auf den großen amerikanischen Seen. Während des letzten Jahrzehnts hat sich die mittlere Länge der dort fahrenden Frachtdampfer nahezu verdoppelt, während ihre Ladefähigkeit von 2500 auf 7000 Tonnen gestiegen ist. Der größte dieser neuen Seedampfer besitzt eine Länge von 436 Fuß, eine Breite von 50 und einen Tiefgang von 28 Fuß. Ein solcher Dampfer vermag annähernd 6200 Tonnen Waren aufzunehmen, und seine Baukosten belaufen sich auf über eine Million Mark. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 24. August.